



## VERWEIS

## Krieg mit und ohne Schießen

Man kann heute Abend ein Fußballspiel gucken und sich dabei vielleicht an George Orwell erinnern, der ja der Meinung war, dass derlei Sport so was sei wie Krieg ohne das Schießen. Nur sind halt bei dem Krieg mit dem Schießen die Menschen hinterher richtig tot. Womit man beim Thema des Vortrags der HU-Historikerin Gabriele Metzler heute Abend im Audimax der Humboldt-Universität ist: Ihr geht es um die Opfer und mehr noch um die Erinnerung an sie. Im Rahmen der Reihe „Die Berliner Universität im Ersten Weltkrieg“ spricht Metzler zu Trauer und Kriegserinnerung der Universität und zeigt, wie die akademische Gedenkkultur nach Kriegsende mächtig nach rechts driftete. 19 Uhr, Unter den Linden 6.

## BERLINER SZENEN

## SITTENVERFALL

## Frauchen Arrogant

Ich traute meinen Augen nicht. Von meinem Platz am Fenster des Cafés in Friedrichshain, wo ich oft arbeite, sah ich, wie eine Frau in schwarzer Hose und weinrotem Jackett wichtig, wichtig mit ihrem Handy telefonierte, während ihr Hund in den Blumenrabatten erst ein kleines, dann ein großes Geschäft verrichtete und schließlich die Erde mit den Hinterbeinen im hohen

### Das werde ich dann wohl hier entsorgen können!

Bogen durch die Gegend warf. Das Tier sah reinrassig aus, von erhabenem Grau und auf hohen Beinen, um das Maul einen Korb, das Fell gepflegt und frisiert, als würde Frauchen einen Teil ihres Gelds beim Hundefriseur lassen.

Der Cafébesitzer fragte höflich, ob das ihr Hund sei. „Sie sehen doch, dass ich telefoniere!“, blaffte sie ihn an. Hysterie lag in der Sommerluft und vermischte sich mit dem Geruch von Hundekot. Die Arroganz und Ignoranz dieser Frau, die ihren Hund mit Füßen treten ließ, was andere liebevoll angelegt hatten, brachten mich auf die Palme. „Sie räumen das weg“, forderte ich sie auf und zeigte auf die Kackwürste, die ihr Fiffi ins Beet gesetzt hatte.

Auf diese Aufforderung reagierte Frauchen so aggressiv, als sollte ihr Liebster eingeschläfert und unter seinen eigenen Darmausscheidungen begraben werden. Den Hinweis, dass die Pflege der Beete Zeit und Geld kostet, quittierte sie mit der Forderung, den Nachweis der Baumpatenschaften sehen zu können. Den Gefallen tat der Cafébesitzer der Frau nicht. Schließlich zog sie – mit den Hinterlassenschaften ihres Hundes in einer Plastiktüte – schimpfend von dannen.

Kurz darauf kehrte sie zurück. In der Hand hielt sie, wie eine Trophäe, die Tüte. „Das werde ich dann wohl hier entsorgen können!“, rief sie triumphierend in der Mitte des Cafés. „Nein, das können Sie nicht“, entgegnete der Cafébesitzer ruhig und forderte sie auf, seinen Laden zu verlassen. Ob sie wollte oder nicht, musste sie den Scheiß noch einige Meter weiter tragen.

BARBARA BOLLWAHN

# Trip durch einen Mythos

**KUNSTPREIS** Ohne Sponsor und Museum: Der Berlin Art Prize will das unsichtbare Kunstbetriebs-Netzwerk aus Macht und Connections aufmischen. Im Kühlhaus am Gleisdreieck sind die Nominierten zu sehen

VON INGO AREND

Fragt man Künstler, was sie an ihrem Beruf am meisten stört, kommt zumeist die Antwort: „Der Betrieb.“ Womit nicht nur der Geräuschpegel aus Messen und Vernissagen gemeint ist. Sondern das unsichtbare Netzwerk aus Macht und Connections. Von dem sich alle ausgegrenzt, missachtet fühlen. Die Versuche, „den Betrieb“ wenigstens ein bisschen auszuhebeln, sind Legion.

Insofern ist der „Berlin Art Prize“, der am Wochenende zum zweiten Mal vergeben wurde, kein Newcomer in Sachen sanfte Subversion des Etablierten. Doch wie er dabei Systemkritik mit so etwas wie Schönheit verbindet, das macht ihn über die Stadt hinaus beachtenswert. Denn anders als all die anderen Preise sollte schon werden, was sich die Kunstkritikerinnen Sophie Jung und Alicia Reuter, die Künstlerin Zoë Claire Miller und Ulrich Wulff und die Architekten Lorenz Schreiber und Attila Saygel im vergangenen Jahr ausdachten: Ein unabhängiger Preis sollte es sein, einer, der keinen Namen eines Sponsors oder Museums trägt.

Einer, bei dem es nur um die Kunst und nicht um prominente Namen geht – die Einsendungen werden anonymisiert juriiert. Ein Preis sollte es sein, der den kreativen Gemeinschaftsgeist der Berliner Nachwendezeit wiederbelebt, den der Konkurrenzdruck der neoliberalen Verhältnisse gefressen hat. Das Umgedrehte „A“ im Logo des Art-Prizes steht für diese Idee: Die real existierenden Kunstpreise einfach mal auf den Kopf stellen! 20.000 Euro privat gestemmte Kosten war sie der Art-Prize-Crew wert.

Offenbar haben die Prize-Macher damit einen Nerv getroffen. Der Preis ist kaum bekannt, geschweige denn renommiert. Das „Prize“-Geld beträgt lächerliche 1.000 Euro. Trotzdem haben sich in diesem Jahr über 1.200 Berliner Künstlerinnen und Künstler beworben. Und nur für ein überflüssiges Noch-ein-Preis-Projekt hätten seine Erfinder auch nicht erneut eine hochkarätige Jury zusammenbekommen.



Okka-Esther Hungerbüblers interaktive Skulptur „Blume“ öffnet sich Foto: Joseph Kadow, Timothy Schaumburg

### Der Preis soll den Gemeinschaftsgeist der Nachwendezeit wiederbeleben

Aus den 30 Nominierten, die diverse Vorrunden überstanden haben, wählten in diesem Jahr die Künstlerinnen Cosima von Bonin, Judith Hopf und Egill Sæbjörnsson, die Kunstkritikerin Kimberley Bradley und Nico-

laus Schafhausen, der Direktor der Kunsthalle Wien, die drei Gewinner aus. Neben dem Preisgeld, einem vom Goethe-Institut finanzierten Arbeitsaufenthalt im georgischen Tbilissi, winkt ihnen auch noch eine, in diesem

Jahr von dem Künstler Markus Selg gestaltete „Trophäe“.

Ein dramatisch neues Bild des Berliner Kunstschaufens hat der Preis nicht zu Tage gefördert. Unter der Dreißiger-Gruppe, die nun vierzehn Tage im Kühlhaus am Gleisdreieck zu sehen ist, finden sich von der Malerei über die Fotografie bis zur Sound-Installation alle gängigen Genres. Auffällig ist eine Renaissance des Textilen. Ob Kaoro Hirano die Kleider einer „Berlin Family“ in ihre Fäden aufdröselte und damit entpersonalisiert. Oder ob Katja Ungers das volkshochschulverdächtige Teppich- zum anarchistischen Graffiti-Knüpfern konvertiert.

Kritiker könnten einwenden, mit Preisen wie den für „Beste Komposition“ und „Bestes Konzept“ werde ein apolitischer Formalismus gefeiert. Die Prize-Macher leisten diesem Verdacht Vorschub, wenn sie im Katalog davor warnen, „die Bewertung zeitgenössischer Kunst theoretisch zu überfrachten“. Ihre drei Preisträger freilich widerlegen derlei Befürchtungen.

Ulu Brauns zehnmütiges Video „Forst“ ist ein surrealistischer Trip durch einen ideologisch aufgeladenen Mythos („Beste Komposition“). Grandios mischen sich darin versponnene Poesie und digitale Raffinesse. Die Bilder bunt geäderte Käsestücke vor Marmorwänden von dem Fotografenduo Des Ptochographies inszenieren die Mimikry von Natur und Kultur („Bestes Konzept“). Und der „Preis der Jury“ prämiert eine interaktive Skulptur: Okka-Esther Hungerbüblers „Blume“, bei der Federn auf einem Klebeband-Podest stecken, öffnet sich vor dem Betrachter.

Ob der Berlin Art Prize die Verhältnisse in der selbst ernannten Weltkunsthauptstadt von unten aufmischt, bleibt abzuwarten. Zumindest hat er sichtbar gemacht, was sie so einzigartig macht: Eigeninitiative und neue Kunst.

■ Berlin Art Prize. Noch bis zum 28. Juni 2014, Kühlhaus Berlin, Luckenwalder Str. 3, Kreuzberg. Dienstags bis Samstags von 13 bis 19 Uhr. Katalog 17 Euro

## Alles spielt sich im Kopf ab

**MUSIKTHEATER** Das Festival „Infektion!“ der Staatsoper eröffnet mit Salvatore Sciarrinos Monodram „Lohengrin“

Ein edler Ritter, doch unnahbar. Lohengrin hilft, wo er kann, aber nur unter einer Bedingung: Nach seinem Namen darf ihn niemand fragen. Selbst die von ihm errettete Königstochter Elsa nicht, obwohl sie seine Braut wird. Als sie es in der Hochzeitsnacht trotzdem tut, verliert sie prompt ihren Gatten, der sich darauf in seinem Boot, von einem Schwan gezogen, entfernt.

Von dieser Ehe tragödie nach Richard Wagner bleibt in Salvatore Sciarrinos „Lohengrin“ nur die Hochzeitsnacht. Und in der bleibt die Ehe unvollzogen. Das Monodram, mit dem das Festival „Infektion!“ der Staatsoper am Samstag eröffnete, schildert Elsas Perspektive, wie sie um Lohengrin wirbt, der sich ihr entzieht und passiv bleibt. Am Ende wartet sie allein auf ihn – oder hat er sie schon verlassen?

So oder so wird Lohengrin nicht erscheinen. Diese Elsa ist auch keine Königstochter, son-

dern die Insassin einer psychiatrischen Klinik „Azione invisibile“, unsichtbare Handlung, hat Sciarrino sein Stück nach dem symbolistischen Dichter Jules Laforgue im Untertitel genannt, da der Großteil der Handlung zwangsläufig den Blicken entzogen bleibt. Das Drama Elsas spielt sich in ihrem Kopf ab. Auf

### Die Instrumente imitieren zunächst den Geräuschcharakter der Sprechrolle, später verschimmt die Musik zu einem kaum merklich sich variierenden Flirren, das matt im Hintergrund leuchtet

der Bühne liegt neben ihr im Bett zwar ein Mann, der bleibt jedoch stumm. Allenfalls geht er ab und zu ins Bad nebenan, um sein Gesicht zu benetzen, oder er mummelt versunken ein Butterbrot in sich hinein.

Elsa, mit fast schon beunruhigend konzentrierter Entrücktheit gespielt von der Schauspielerin Ursina Lardi aus dem Ensemble der Schaubühne am Lehliner Platz, singt ihre Partie nicht, sondern spricht ihren inneren Dialog. Wenn sie keine Worte formt, dann gurr, schnalzt, gurgelt, rotzt und hustet sie in einem fort. Oder sie zieht die Luft beim Sprechen ein und entlockt ihrem Organ so noch die feinsten Schattierungen gequälten Besessenseins.

Es ist ein Wahnsinn, der sich genauso über den Text wie über den Körper der Stimme teilt. Die drei Männerstimmen, die gelegentlich singend zu hören sind, agieren hinter der Bühne.

Die eigentlichen musikalischen Akteure sind die Instrumente. Zunächst scheinen sie den Geräuschcharakter der Sprechrolle zu imitieren, später beginnt sich die Musik abzukapseln, verschimmt zu einem stehenden, kaum merklich sich variierenden Flirren, das matt im Hintergrund leuchtet.

### Introspektive Wendung

Sciarrino gibt dem Wort „Musiktheater“ einen ganz eigenen Sinn: Statt ein zeitgemäßes Etikett für die Gattung Oper zu verwenden, lässt er die Musik selbst die Rolle des Theatralischen übernehmen. Handlung ist hier gleichermaßen Sache der Worte und Stimme wie der Musik. Die Inszenierung von Ingo Kerkhof nimmt diese introspektive Wendung so ernst, dass die wenigen Regieanweisungen des Librettos lediglich als Text an die Wand projiziert werden. Auch das von Elsa beschworene Kissen, das

sich zum Ende der zweiten Szene in einen Schwan verwandelt und durch das Fenster davonfliegt, wird nicht ins Bild gesetzt.

Mit „Lohengrin“ setzt die Staatsoper einen auf stille Weise spektakulären Auftakt für das Festival, in dem auch Morton Feldmans Oper „Neither“ nach einem Gedicht Samuel Becketts oder Kurt Weills und Bert Brechts „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ zu sehen sind. Schön auch, dass Sciarrinos 1983 uraufgeführtes Werk um ein Kammerkonzert mit Streichquartetten des Komponisten ergänzt wird. Am 21. Juni widmet sich auch ein Symposium der Frage nach „Gender, Stimme und Performance im Musiktheater Salvatore Sciarrinos“.

TIM CASPAR BOEHME

■ Staatsoper im Schillertheater, bis 1. Juli, nächste Termine „Lohengrin“ 16., 18., 19., 21. und 22. Juni. Das Kammerkonzert I findet heute statt